

# Leseprobe

## "Abendfrost"

von Michael Kibler

Piper Verlag, München 2018

### INGEBORG I

Fühlt sich so das Ende an?

Ich werde immer schwächer. Und mir ist kalt. Im Radio schwärmen sie von dem schönen, lauen Sommerabend, aber ich friere. Und sogar das Fischfilet heute Mittag hat mir nicht geschmeckt.

Echte Dorade. Keine Fischstäbchen vom Discounter. In feiner Senfsoße. Kartoffeln dazu. Ausgesuchtes Mischgemüse, Karotten, Erbsen, Brokkoli – auf den Punkt gegart. Ich glaube, vor zwei Wochen haben sie uns dieses Essen zuletzt serviert. Hat mir geschmeckt damals.

Ach, was das Essen angeht, war ich noch nie kompliziert. In den Jahren nach Kriegsende – mein Gott, womit wir uns da zufriedengegeben haben. Da war alles *al dente*. Denn es gab oft keine Kohlen, um das Gemüse zu kochen. Und wenn man die schimmeligen Stellen der Möhren weggeschnitten hätte, wäre das Mahl um die Hälfte geschrumpft.

Und jetzt? Jetzt gibt es Möhren genug, aber ich habe keinen Appetit mehr. Und mir ist kalt.

Die Dorade – ein französischer Name für die Goldbrasse. Irgendwie passt dieser Fisch zu meinem Leben. Seine Stirn zierte – und daher rührt sein Name – ein sichelförmiges Goldband. Mein Goldband: bürgerlicher Geldadel aus Bremen. Und dann die Zweigeschlechtlichkeit des Fisches. Bis zum Alter von zwei Jahren sind sie männlich, danach weiblich. Ich war immer ein Junge, als ich noch ein Mädchen war. Klettern auf Bäume, Flitzen durch Bäche, nur um zu sehen, was auf der anderen Seite ist. Die Jungs flüchteten vor dem Hund, ich bin auf ihn zugerannt und habe ihn angebrüllt,

woraufhin er den Schwanz eingezogen und sich vom Acker gemacht hat.

Dann, als junge Frau, die Versuche meiner Eltern, mich möglichst schnell und gewinnbringend unter die Haube zu bekommen. Immer wieder Freunde meines Vaters, ich wurde zur Schau gestellt. Fest und schmackhaft, so wird das Fleisch der Dorade beschrieben. Hat auch auf mich zugetroffen, wenn man den Worten meiner Eltern Glauben schenken durfte.

Ich aber wollte nur eins: raus. Freund Nummer vier meines Vaters wollte mich heiraten. Vinzenz hatte Manieren und sah gar nicht so übel aus. Und geheiratet hat er mich tatsächlich. Besser als Möhren mit Schimmel. Und Ruhe vor meinen Eltern.

Was mir alles durch den Kopf geht, nur weil ich keinen Appetit mehr habe ... Ich schlinge die Decke enger um mich.

Vinzenz wünschte sich einen Sohn. Ich hatte drei Totgeburten. Drei tote Mädchen. Veronika, Victoria, Vanessa – er hat auf den ersten Buchstaben seines Vornamens bestanden. Dann der Sohn, der gelebt hat: Valentin. Und Valentin hat sich prächtig entwickelt. Bei dem Zweitnamen habe ich mich dann durchgesetzt und ihn nach meinem Großvater benannt. Der einzige Mann in meiner Familie, den ich geliebt habe.

Und jetzt?

Jetzt habe ich nicht einmal mehr Lust auf diese Dorade. Sie schwimmt davon wie die Erinnerung an den leckeren Geschmack von Gemüse, Kartoffeln, Steak, von Chateaubriand oder den delikaten italienischen Spezialitäten, Osso-buco, davor Spaghetti alle vongole oder das von mir einstmals so geliebte Vitello tonnato. Eine Erinnerung an etwas, das ich nie wieder werde schmecken können, auch wenn ein Sternekoch es zubereiten würde.

Ach, das Essen. Kalorien, die einen am Leben erhalten.

Die wichtigen Dinge: die Kinder. In meinem Fall: das Kind. Mein Junge.

Ich habe ihn verloren, irgendwo auf dem Weg hierher.

Wo er jetzt ist? Keine Ahnung.

Die Dorade schmeckt mir nicht mehr.

Das Leben schmeckt mir nicht mehr.

Aber ihn noch einmal zu sehen.

Ja, das wäre der Nachtisch.

Der Nachtisch, bevor auch ich gehe.

### **Montag, 4. Juni**

Es war die unbequemste Couch, auf der sie je gelegen hatte. Wahrscheinlich von einem Orthopäden gespendet, der sich erhoffte, auf diese Art und Weise neue Kunden unter der stattlichen Zahl von Polizeibeamten zu akquirieren.

Leah Gabrieli wälzte sich auf die andere Seite. Dabei rutschte ihr die Decke vom Körper. Verhalten fluchend tastete sie mit der rechten Hand auf dem Boden herum, bis sie den Überwurf wieder zu fassen bekam.

Es dauerte eine weitere halbe Minute, bis sie Decke, Kissen und ihre langen Haare so weit sortiert hatte, dass an eine erneute Mütze Schlaf zu denken war. Bald wäre die Nachtschicht zu Ende, und sie war froh, dass man ihr ein wenig Ruhe zugestanden hatte. Im vergangenen Jahr hatten sie hier im Polizeipräsidium Südhessen einen Kriminaldauerdienst eingerichtet. Immer mit von der Partie: ein Kollege von K10, der Mordkommission. Heute hatte es sie getroffen. Und Nachtschichten waren ihr ein Graus.

Die Nacht war geruhsam verlaufen, sodass Leah sich um zwei Uhr in den Nebenraum hatte zurückziehen dürfen, um sich etwas auszuruhen. Das gelang allerdings nur, wenn man sich auf irgendeine Weise mit dem Sofa zu arrangieren wusste. Gleich nach der ersten Nacht, in der sie gegen die

Couch gekämpft und eine bittere Niederlage hatte einstecken müssen, hatte sie eine zweite dicke Wolldecke mitgebracht. Die dämpfte die Attacken der drei fast bloß liegenden Sprungfedern gegen Pobacke, Hüftknochen und die dritte oder vierte Rippe, je nachdem, wie man den Körper zu posieren versuchte.

Kaum war sie wieder in jene Grauzone zwischen Wachen und Schlafen hinabgeglitten, die in wenigen Sekunden zu Tiefschlaf geführt hätten, flog die Tür auf, und das Deckenlicht tauchte den Raum in gleißendes Neonlicht: »Leah, wir müssen los. Eine tote Frau, vielleicht Fremdeinwirkung.«

Der Störenfried hieß Friedrich Wayne. Er war noch nicht sehr lange dabei, aber den Spitznamen *John* hatte er bereits weg. Auch wenn er in seiner Statur und seinem Gang dem Hollywood-Westernstar kaum glich.

Leah schlug die Decke zurück, schälte sich aus der unter Mühen hergestellten bequemen Liegeposition. Im Raum befand sich ein Waschbecken, darüber ein Spiegel, in dem sie, wenn schon nicht das gesamte Outfit, so doch zumindest ihr Gesicht kritisch beäugen konnte. Mit wenigen geübten Handgriffen hatte sie die Haare durchgekämmt und den Dutt gesteckt. Den Rock hatte sie abgelegt, um es etwas bequemer zu haben. Also, hinein in den Rock, hinein in die Schuhe – dann war sie gerüstet. Ihr Blick fiel auf das Handy. Es war Viertel nach fünf.

Sie fuhr mit in Johns Wagen. Die Kollegen der Spurensicherung starteten ebenfalls mit ihrem Sprinter. Der war bis unters Dach mit dem nötigen High- und Lowtech-Equipment ausgerüstet. John, der den Anruf aus einem Altenheim entgegengenommen hatte, berichtete ihr auf der Fahrt in knappen Worten, was er bereits erfahren hatte: Ein Arzt habe den Tod einer Bewohnerin untersucht und konnte eine Fremdeinwirkung nicht ausschließen. Genaueres würden sie dann vor Ort erfahren.

Die Kolonne von Polizeifahrzeugen fuhr die Nieder-

Ramstädter Straße nach Norden, bog später nach Osten in die Dieburger ab. Jetzt erkannte Leah, um welches Heim es sich handelte. Sie war schon einmal hier gewesen.

»Hat total was von einem Schloss, das Ding«, brummte John, der den Wagen lenkte. »Meine Oma kann sich so was nicht leisten. Das Heim, in dem die wohnt – Mann, Mann, Mann, da überlegt man sich dreimal, ob man wirklich achtzig Jahre alt werden möchte! Aber die Hütte hier – das ist echt nur was für Bonzen.«

Leah kommentierte die Ausführung nicht. Es glich einem Schloss, da hatte John recht.

Im vergangenen Jahr hatte sie ihren Vorsatz, ihre sozialen Kontakte zumindest etwas zu erweitern, in die Tat umgesetzt. Diese trockene Umschreibung traf das Vorhaben wohl am nächsten. Mit einem Herrn hatte sie die erste Stunde des Tanzkurses in der Tanzschule Bäumle hier in der Nähe – nun, *hinter sich gebracht* schien durchaus die richtige Wortwahl zu sein. Vor der zweiten Stunde waren sie etwas zu früh vor dem Gebäude der Tanzschule angekommen. Daher war sie mit Wieland, so hieß ihr Tanzpartner, noch eine Runde spazieren gegangen. Die Seniorenresidenz lag keine zweihundert Meter entfernt. Zunächst erstaunte Leah das prunkvolle Gründerzeitpalais. Drei Bögen bildeten das Eingangsportal. Symmetrisch nach oben richtete sich der rechteckige Turm. Rechts ragte ein kleines Türmchen frech in die Höhe, und das Halbrund der Außenmauern auf dieser Seite nahm dem Bau das Konforme. An der linken Mauer war nachträglich ein gläserner Aufzug installiert worden. Wahrlich ein Schloss. Konterkariert durch drei alte Damen, die, jede auf ihren Rollator gestützt und in eine rege Unterhaltung vertieft, vor dem Portal flanierten.

Wieland hatte sofort über die Geschichte der Residenz referiert, die Leah kaum interessierte. Sie hatte sich vielmehr auf das munter plappernde Trio konzentriert. In dem Moment, in dem Wieland den letzten Satz seiner Ausführun-

gen beendet hatte, war ein silberfarbener Rolls-Royce auf den Parkplatz des Hauses abgebogen. Der Chauffeur stieg aus, ging um den Wagen herum, öffnete den Verschlag des Fonds, und heraus stieg ein grau melierter Herr, auf einen Stock gestützt, dessen Griff, so schien es Leah zumindest, aus Elfenbein geschnitzt war.

Dann drängten auch die restlichen Erinnerungen an diesen verunglückten Tag an die Oberfläche ihres Bewusstseins. Denn unmittelbar nach der zweiten Tanzstunde hatte Leah den Kontakt zu Wieland final beendet. Er hätte nicht versuchen sollen, sie zu küssen. Und schon gar nicht, sie mit seiner Zunge in ihrem Mund zu ersticken. Schade. Denn eigentlich war er ganz nett gewesen.

»Echt, meine Oma hätte das auch verdient. Muss ein toller Schuppen sein«, bemerkte John und riss Leah aus ihren Gedanken.

John lenkte den Wagen auf denselben Parkplatz, auf dem Leah vor ein paar Monaten den Rolls-Royce gesehen hatte. Sie verließen ihren roten Opel Insignia, jüngster Spross der Flotte der Fahrzeugbereitschaft. Dann gingen sie auf den Haupteingang zu. Im Gegensatz zu ihrem letzten Besuch lag das Gebäude heute im Dunkeln, kein plapperndes Trio, kein eleganter Herr mit Stock. Dafür stand eine Frau vor dem Eingang, hielt eine Zigarette in der einen Hand, in der anderen ein Handy. Sie steckte das Smartphone in die Tasche ihres Kittels, als sie auf die Beamten zuing.

»Gut, dass Sie da sind«, begrüßte sie die Polizisten. »Mein Name ist Ria Brandes. Ich hatte die Nachtschicht.«

*Eine Leidensgenossin*, dachte Leah.

»Ich habe die Tote gefunden und den Hausarzt verständigt. Kommen Sie doch bitte herein.« Sie trat einen Schritt zur Seite.

Leah begutachtete die Dame und fällte ihr Blitzurteil: Ria Brandes glich einer Madonna. Das braune, glatte, schulterlange Haar umrahmte den dunklen Teint: Ein Elternteil

musste afrikanischer Abstammung sein. Ria Brandes trug ein unaufdringlich geschnittenes blaues Kleid mit weißen Punkten, bis zum Hals geschlossen. Ein schlichtes Silberkreuz an einer schmalen Kette lag auf Höhe ihrer Brust. Ihre Stimme glich dem sanften Plätschern eines Baches im Frühling. Eine Stimme, der man Vertrauen schenken durfte.

Frau Brandes geleitete die Polizisten durch das Portal. Im Wettkampf um den prächtigsten Eindruck nahmen sich Eingangshalle und das Drei-Säulen-Entree nichts. Vom marmorierten Steinboden aus führte das breite Treppenhaus rechter Hand in den ersten Stock. Marmorstufen und Jugendstilfliesen an den Wänden steuerten ihr Übriges dazu bei, um Leah zu beeindrucken.

Das Land Hessen als ihr Arbeitgeber trug zwar seinen Teil zu ihrer Altersabsicherung bei. Aber auch das Geld ihrer Zusatzversicherung, da war Leah sich sicher, würde unter der Last der Miete in diesem Kasten verdampfen wie ein Tropfen auf einer Herdplatte und somit einen Lebensabend in diesem Ambiente unmöglich machen.

Sie stiegen die Treppen in den ersten Stock hinauf und bogen in den linken Gang ein. Der war erleuchtet und offenbarte, dass der Boden aus echtem Parkett bestand. Der Flur wurde am Ende durch zwei Glastüren abgeschlossen, Zugang zum Außenaufzug, ein Zugeständnis an die Menschen, die sich nicht mehr so agil bewegen konnten oder sogar einen Rollstuhl benötigten.

Im Türrahmen der letzten Wohnung auf der rechten Seite stand ein Mann, neben ihm auf dem Boden eine klassische Arzttasche aus schwarzem Leder. Er war ganz offensichtlich der Mediziner, der die Polizei verständigt hatte.

Als Leah einen Schritt über die Türschwelle trat, fühlte sie sich, als habe sie das Portal einer Zeitmaschine durchschritten und sei direkt im Musikzimmer eines Barockschlosses gelandet. Das lag vor allem an der Harfe am anderen Ende des Raumes. Sie war höher, als Leah groß war.

An der Wand befand sich ein großes Sofa mit geschliffenen und verzierten Beinen, die in feiner Schwung in die Seitenlehnen übergingen. Das lackierte Holz schimmerte, und die Maserung schien mustergültig auf jene der Harfe abgestimmt. Vor dem Sofa residierte ein flacher Tisch. Ein Esstisch vor dem Fenster, flankiert von zwei Stühlen, fügte sich ebenfalls harmonisch in den Raum. Der Bezug des Kanapees spiegelte den Charakter des ganzen Zimmers wider: Ein dezenter dunkelroter Brokat mit ziselierten Verzierungen, edel, aber nicht aufdringlich, zeugte vom Understatement, das dennoch unmissverständlich klarmachte, dass die Einrichtung dieses Raumes den Wettbewerb zu den Kosten des britischen Luxusautomobils mit Emily als Kühlerfigur nicht zu scheuen brauchte. Einzig die moderne Küchenzeile an einem Rand des Raumes störte das durchdachte Ensemble.

Und natürlich auch das Bild der Verstorbenen. Sie lag auf dem Rücken in unmittelbarer Nähe der Harfe, der Kopf unweit der Pedale. Ihr Morgenmantel war aus feinsten Seide gefertigt und mit ornamentalen Stickereien versetzt. Obwohl ebenfalls aus Seide, wirkte das Nachthemd im Vergleich dazu unscheinbar.

Leahs nächster Gedanke blitzte auf, pietätlos, aber zu schnell zu Ende gedacht, als dass er sich hätte verdrängen lassen können: Die Dame braucht das Sofa nicht mehr – und im Ruheraum des Präsidiums würde es sicher eine vortreffliche Figur machen, die Gesundheit der Beamten schonen – und damit den Staatssäckel. »Sie sind der Arzt?«, fragte Leah.

»Ja, Perla, Dr. Peter Perla.«

»Wer ist die Tote?«

»Lucrezia von Selberg-Broode.«

»Sie haben die Tote entdeckt?«

»Nein. Entdeckt hat sie Frau Brandes.« Er deutete auf die Pflegerin, die ebenfalls im Türrahmen stand. »Sie war es auch, die mich angerufen hat.«

Leah vernahm Schritte im Flur, wenige Sekunden später

erblickte sie Silvia Rauch, die Leiterin der Spurensicherung. »Vielleicht unterhaltet ihr euch irgendwo anders, dann können wir hier schon mal Spuren sichern«, schlug sie vor.

Leah nickte ihr zu, dann wandte sie sich an Ria Brandes: »Gibt es hier ein Zimmer, in dem ich mich in Ruhe mit Dr. Perla unterhalten kann?«

»Im Erdgeschoss im Aufenthaltsraum, da sind Sie ungestört.«

»Mit Ihnen werde ich nachher auch sprechen müssen«, erklärte Leah sofort.

»Natürlich«, erwiderte die Altenpflegerin.

In diesem Moment öffnete sich die Tür der gegenüberliegenden Wohnung. Heraus trat ein älterer Herr, bekleidet mit einem auberginefarbenen Morgenmantel. Als er die Versammlung erblickte, stutzte er kurz: »Was ist denn hier los?«

Auch am Ende des anderen Flügels öffnete sich eine Tür: »Ist hier jetzt mal Ruhe?!«, krächzte eine alte Dame.

»Vielleicht halten Sie erst mal die ganzen Bewohner in Schach«, schlug Leah vor. Und in dem Moment wurde ihr bewusst, dass sie Hilfe benötigen würde: Sie musste wohl oder übel ihren Kollegen Steffen Horndreich vorzeitig aus der wohlverdienten Nachtruhe reißen. Und sie konnte auch gleich Verstärkung anfordern, damit die Kollegen die erwachten Hausbewohner befragen konnten. Sie griff zum Handy.

Der Klingelton des Handys riss Kriminalhauptkommissar Steffen Horndreich aus seinem Traum. Eben hatte er noch als Großwildjäger mit einem Krokodil gekämpft, das seine siebenjährige Tochter Stefanie bedroht hatte. Das Display zeigte, dass seine Kollegin Leah Gabriely anrief. Es war Viertel vor sechs und damit eine Stunde vor der Zeit, zu der der Wecker geklingelt hätte.

»Hallo, Leah, was gibts?«, murmelte er schlaftrunken.

»Ich bin im Seniorenstift Goldenstern. Dieburger Straße 241. Eine alte Dame ist verstorben – und die Todesursache

noch nicht eindeutig geklärt. Ich denke, du solltest herkommen.«

Horndeich nickte. Was Leah natürlich nicht sehen konnte. »Ja, klar, ich komme. Bis gleich.« Sein Daumen drückte den roten Beenden-Button.

Er setzte sich auf den Bettrand. Eine Hälfte des Ehebettes war leer. Seine Frau Sandra schlief derzeit rund sechshundert Kilometer von ihm entfernt. Bereits seit einer Woche. Mit ihrem jüngeren Kind, Alexander, der nach den Sommerferien in den Kindergarten kommen sollte, war sie in eine Mutter-Kind-Klinik an der Ostsee gefahren. Der Kleine litt seit geraumer Zeit unter einer Bronchitis, die sich nicht auskurieren lassen wollte. Ihr Hausarzt setzte seine Hoffnung darauf, dass sich die Bronchien im milden Seeklima beruhigten. Drei weitere Wochen würde die Kur dauern, bevor Sandra und Alexander wieder nach Hause kämen.

Sandra hatte mit dem Gedanken gespielt, Stefanie ebenfalls mitzunehmen, doch die junge Dame von sieben Jahren hatte sich strikt geweigert. Sie wäre jetzt ein Schulkind, hatte sie betont, und als ein solches hätte man Pflichten. Ihr machte die Schule Spaß, obwohl diese das Mädchen derzeit nicht besonders herausforderte. Schon bevor sie eingeschult worden war, hatte sie Worte lesen können, Papa, Mama, und sie beherrschte den Zahlenraum bis zwanzig sicher, wie es im Lehrerdeutsch hieß.

Sandras Eltern wohnten nur fünfzehn Kilometer von Darmstadt entfernt in Büttelborn und hatten sich bereit erklärt, bei der Versorgung der Enkelin einzuspringen. Horndeich brachte sie morgens in die Schule, und die Großeltern holten sie von dort ab und nahmen sie bis zum Abendessen mit zu sich. Und Horndeich musste zugeben, dass er die anschließenden Papa-Tochter-Abende bei sich zu Hause genoss.

Es war noch zu früh, um seine Tochter zur Schule zu fahren. Kurz überlegte Horndeich, welche Optionen er hatte.

Stefanie zu den Schwiegereltern zu chauffieren würde wenig Sinn machen, denn die müssten dann wenig später mit ihr wieder nach Darmstadt hineinfahren. Und Sebastian Rossberg, den Vater seiner ehemaligen Kollegin Margot Hesgart, der in der Souterrainwohnung ihres Hauses wohnte, wollte er um diese Zeit ebenfalls nicht wecken. So würde er seine Tochter wohl oder übel in das Altenheim mitnehmen müssen. Und sie dann von dort aus zur Schule bringen.

Er stand auf, ging ins Bad, wusch sich und zog sich an. Dann betrat er das Kinderzimmer. Der Kopf seiner Tochter lag am Fußende, das linke Bein ragte unter der Decke hervor, der Fuß lag auf dem Gesicht ihres Lieblingstедdybären. Seine Tochter brachte es pro Nacht auf mehr Drehungen in ihrem Bett als ein Laken in der Waschmaschine.

»Hey, meine Kleine«, sagte er und strich ihr über den Kopf. Der Effekt war ein blaues Auge für den Bären durch Stefanies Fuß. »Aufwachen«, sagte Horndeich. Stefanie drehte sich einmal um die eigene Achse, machte aber keine Anstalten zu erwachen. Horndeich stand auf und schaltete das Deckenlicht ein. Das wirkte.

Verschlafen blinzelte Stefanie und murmelte: »Ist schon Morgen?«

»Ja, meine Kleine.«

Stefanie hatte ein erstaunliches Talent, von dem er sich gerne eine Scheibe abgeschnitten hätte, nämlich spätestens nach dem dritten Augenaufschlag hellwach zu sein. »Papa, machst du Frühstück? Ich geh auf die Toilette, Zähneputzen und mich anziehen.«

»Klar.« Horndeich machte sich auf den Weg in die Küche ein Stockwerk tiefer.

Er bereitete seiner Tochter einen Kakao zu, sich selbst einen Kaffee. Dann schmierte er für Stefanie das Brot – viel Butter, viel Marmelade –, so viel Zeit musste sein.

Stefanie kam die Treppe hinunter, angezogen – was sie seit einem halben Jahr unbedingt immer selbst machen wollte –

und mit geputzten Zähnen. Sie hauchte Horndeich an – auch eines der Morgenrituale.

»Papa, warum ist es heute dunkler am Morgen als gestern?«

»Wir sind heute viel früher aufgestanden. Eine ganze Stunde.«

»Warum?«

»Weil ich zur Arbeit muss. Jetzt.«

»Eine ganze Stunde, das heißt, dass ich jetzt noch nicht zur Schule kann, oder?«

»Ja, das stimmt.«

»Warum musst du denn jetzt schon los?«

Stefanie wusste, dass ihr Papa bei der Polizei arbeitete. Sie wusste auch, dass er die Bösen jagte. Vor zwei Jahren, als einer ihrer Betreuer im Kindergarten ermordet worden war, da hatte sie begriffen, was ihr Vater genau machte. Dass er keine Uniform tragen musste, dass er sich nicht darum kümmerte, wenn bei jemandem eingebrochen wurde. Sondern dass er diejenigen aufspürte, die anderen Menschen wehtaten. Und sie hatte ebenfalls erfasst, dass es den bösen Menschen dabei völlig egal war, wie spät es war.

»Ich muss in ein Altenheim fahren. Dort ist was passiert.«

»Ist da jemand gestorben?«

»Ja.« Horndeich hatte sich immer wieder überlegt, wie er seiner Tochter seinen Job vermitteln wollte. Er war zu dem Schluss gekommen, dass er sie nicht anlügen würde. Die Balance zwischen Aufrichtigkeit und Schutz der Kinderseele war manchmal ein Drahtseilakt.

»Ist ein alter Mensch gestorben?«

»Ja. Du kennst doch meine Kollegin, Leah. Sie ist schon dort, und sie hat mich angerufen, damit ich komme und ihr helfe. Ich nehme dich mit. Du kannst dort sicher irgendwo spielen. Und von dort aus fahre ich dich dann in einer Stunde in die Schule.«

Stefanie hatte inzwischen die Tasse Kakao geleert und ihr

Brot aufgeessen. »Gut, Papa, dann lass uns gehen. Damit Leah schnell Unterstützung bekommt.«

Ja, seine Tochter mochte bisweilen etwas altklug wirken. Aber ihr Wortschatz war mit sieben Jahren sehr reich bestückt. Und einmal mehr war er stolz auf sie. *Unterstützung bekommen* gehörte ganz sicher nicht zum Standardwortschatz einer Erstklässlerin.

Horndeich fuhr seinen Mazda Xedos 9 auf den Parkplatz des Seniorenstifts. Vierundzwanzig Jahre hatte der Wagen inzwischen auf dem Buckel, sah aber immer noch aus, als sei er gerade vom Band gerollt.

Horndeich kannte das Gebäude vom Sehen. Aber er hatte nicht gewusst, dass es ein Seniorenwohnheim war.

Kaum hatte er den Motor abgestellt, parkte neben ihm ein dunkler BMW.

Horndeich ging um seinen Wagen herum, dann öffnete er die Beifahrtür. Ja, es war nicht korrekt, doch Stefanie hatte darauf bestanden, vorne zu sitzen. Und er, der jeden Test von Kindersitzen fürs Auto dreimal gelesen hatte, hatte sich heute früh von seiner kleinen Tochter breitschlagen lassen.

»Papa, ich kann ja gar nichts sehen!«, hatte sie gemeckert. Der Kindersitz bescherte ihr in seiner erhobenen Position einen wesentlich besseren Rundumblick.

»Ja, so ist das, wenn man vorne sitzt«, hatte der Papa nur geantwortet.

Sie stieg aus, zeitgleich mit dem Fahrer des BMW. Dr. Martin Hinrich. Rechtsmediziner aus Frankfurt. »Ach, Sie auch hier. Dann bin ich wenigstens nicht der Einzige, den man so früh aus dem Bett gescheucht hat«, brummte er.

»Du bist der Arzt, der die Toten anschaut?«, fragte Stefanie Hinrich. Ein wenig hatte sie die Strukturen der Polizeiarbeit bereits verinnerlicht.

»Wie wäre es mit einem Sie?« Hinrich warf Horndeichs Tochter einen scharfen Blick zu. Dann rang er sich ein gequäl-

tes Lächeln ab. »Ja, ich bin der Rechtsmediziner, der hier die Entscheidung fällen muss, ob die alte Dame eines natürlichen Todes gestorben ist oder ob da jemand nachgeholfen hat.«

Ein Mann kam ihnen entgegen. Er wirkte auf den ersten Blick, als sei er einem Werbefilm für Armani-Anzüge entsprungen. Großgewachsen, von schlanker Statur, zeugten die Knöpfe des Hemdes im Brustbereich, die sich krampfhaft an den für sie vorgesehenen Löchern festzukrallen schienen, vom ausgezeichneten Trainingszustand ihres Besitzers. Stimmig wie Kleidung und Körper harmonierten auch alle Proportionen im Gesicht, die besonders gut zur Geltung kamen, da ihr Besitzer kein Haar auf dem Kopf trug.

»Kommissar Horndeich?«, sagte er, als er mit ausgestreckter Hand auf den Polizisten zukam.

»Ja.« Horndeich nickte.

Der Händedruck des Mannes ließ darauf schließen, dass auch einer Hantel im Fitnessstudio dieser Griff mindestens Respekt, wenn nicht sogar ein Quäntchen Furcht abnötigte. Er wandte sich an Hinrich: »Und Sie müssen der Rechtsmediziner sein. Gut, dass Sie da sind.« Er reichte Hinrich die Hand.

»Und ich bin Stefanie.« Horndeichs Tochter streckte ihre Hand in Richtung des Anzugträgers.

Der ging in die Hocke. »Sehr angenehm, junge Dame. Mein Name ist Horst Diebold. Ich leite dieses Haus.« Er erhob sich wieder. »Bitte folgen Sie mir doch.«

Horst Diebold führte sie durch das Eingangsportal und bog dann nach links ab in Richtung eines Aufenthaltsraums.

Horndeich fühlte sich ein Jahrhundert zurückversetzt: Der Raum hätte perfekt zu einer Verfilmung von Thomas Manns *Buddenbrooks* gepasst: schwere Ledersofas und Sessel, Wände bestehend aus Bücherregalen, Beistelltischchen mit kunstvollen Elfenbeinverzierungen. Horndeich meinte

den Zigarrenrauch, der zu so einem Herrenzimmer gehörte, förmlich wahrzunehmen.

Auf dem Ledersofa erwartete ihn bereits Leah Gabriely mit einem weiteren Herrn. Horndeich tippte auf den Hausarzt.

Leah begrüßte Horndeich, Stefanie und Dr. Martin Hinrich und stellte ihnen Dr. Peter Perlau vor. »Im Moment ist gerade die Spurensicherung am Werk. Aber ich denke, Dr. Hinrich, dass Sie dennoch einen Blick auf die Verstorbene werfen können. Am besten, wir beide gehen hoch in ihre Wohnung.«

Erst dann fiel Leahs Blick auf den Herrn an Horndeichs Seite: »Und Sie sind?«

»Horst Diebold. Ich leite dieses Heim. Frau Brandes hat mich angerufen.«

»Jemand von uns wird sich nachher auch mit Ihnen unterhalten. Wo finden wir Sie?«

»Im Erdgeschoss, im westlichen Flügel, da ist mein Büro. Ich würde gerne den laufenden Betrieb weiter organisieren.«

Leah nickte nur.

Stefanie trat auf Leah zu, dann fragte sie: »Darf ich mit euch hochgehen?«

»Ganz bestimmt nicht«, sagte Horndeich schnell. In einer Ecke des Raumes entdeckte er einen Sekretär. »Du kannst hierbleiben und malen.« Er hatte extra den Notfallrucksack mitgenommen. Darin eine Kiste mit Legosteinen, ein Malblock und das Mäppchen voller Filzstifte.

Bevor Horst Diebold in Richtung seines Büros verschwunden war, hatte er Horndeich und Dr. Perlau noch in einen Nebenraum geführt. Dort war es möglich, sich ungestört zu unterhalten. Der Raum wirkte wie die Miniaturvariante des Clubraums nebenan.

Dr. Perlau musste, wie er Horndeich augenblicklich mitteilte, schon eine ganze Weile darauf warten, dass sich jemand



ihm und seinen Erläuterungen zu Lucrezia von Selberg-Broodes Todesursache widmete. Horndeichs Kollegin Leah hatte, nachdem innerhalb weniger Minuten fast das ganze Haus auf den Beinen gewesen war, genug damit zu tun gehabt, die Befragung durch die vor Horndeich eingetroffenen Kollegen zu koordinieren. Was augenscheinlich nicht einfach gewesen war – das gesamte Haus glich der Wohnstatt eines Taubenschwarms.

Horndeich und Dr. Perlaß ließen sich auf zwei Lederfauteuils nieder, zwischen denen ein schmales Tischchen platziert war. Horndeich schaltete die Diktierapp seines Smartphones an und legte es auf den Tisch. Gleichzeitig zog er einen Notizblock aus der Innentasche des Jacketts. Was das anbelangte, bevorzugte er die altmodische Variante. Er begann die Befragung. »Warum haben Sie uns benachrichtigt?«

»Es kommt immer wieder vor, dass ich hierher gerufen werde, wenn einer der Bewohner von dieser Welt gegangen ist. Der Altersdurchschnitt liegt derzeit glaube ich bei fünf- undachtzig Jahren. Es kommt also öfters vor, dass ich einen Totenschein ausstelle. In den seltensten Fällen bemerke ich da etwas Ungewöhnliches. Auch bei Lucrezia von Selberg-Broode ist mir anfangs nichts aufgefallen. Sie lag auf dem Boden. Auf den ersten Blick wirkte es, als ob sie auf dem Weg zur Toilette gewesen und dabei ihr Herz stehen geblieben sei. Ich habe keinen Puls fühlen können, aber der Körper war noch warm. Als ich mir die Augen genauer angeschaut habe, habe ich dort ganz feine Einblutungen in der Bindehaut feststellen können. Es waren nur ein paar geplatze kleine Äderchen, doch solche Blutungen können ein Zeichen dafür sein, dass die Person erstickt worden ist. Da konnte ich nicht guten Gewissens *natürlicher Tod* ankreuzen. Liegt vielleicht auch daran, dass unsere Profession doch immer wieder in die Schusslinie gekommen ist. Viel zu oft wird Menschen ein natürlicher Tod attestiert, wenn ein Tötungsdelikt vorliegt.

Es gibt da ja Studien zum Thema. Na ja, ich hab dann auf jeden Fall zu Frau Brandes gesagt, dass ich die Todesursache nicht eindeutig feststellen kann. Und dann haben wir Sie angerufen.«

»Und wer hat Sie angerufen? Frau Brandes?«

»Ja. Frau von Selberg-Broode hatte die Notklingel gedrückt, als Frau Brandes daraufhin ihr Zimmer betrat, fand sie sie auf dem Boden liegend. Und hat sofort mich gerufen. Aber sie selbst hatte schon nach dem Puls getastet und keinen mehr gefühlt.«

»War Frau von Selberg-Broode eine gesunde Frau?«

»Nun, sie war dreiundneunzig. Und das Herz war nicht mehr so kräftig. Seit sieben Jahren hat sie Blutverdünner genommen, um dem Herz den Job etwas leichter zu machen. Aber abgesehen davon, war sie sowohl körperlich als auch geistig in einem für ihr Alter guten Zustand.«

Leah stand mitten im Raum, während Martin Hinrich sich neben der Leiche niederließ. Silvia Rauch hatte einen Gang ins Zimmer markiert, dem sie folgten. Auch eine Fläche um die Verstorbene herum hatte sie freigegeben.

Hinrich begutachtete den Körper, maß die Körpertemperatur, dann besah er eingehend das Gesicht der Toten. »Können Sie mir gerade mal behilflich sein?«, fragte Hinrich an Leah gewandt.

Die ging daraufhin auf der anderen Seite des Leichnams in die Hocke. »Können Sie schon was zur Todesursache sagen?«, wollte sie wissen und ärgerte sich im selben Moment, dass sie die Frage überhaupt gestellt hatte. Hinrich würde kundtun, wenn ihm etwas aufgefallen wäre. Und sie wusste, wie leicht er sich reizen ließ. Entsprechend brummte der etwas in den Bart, und Leah konnte den Satzketzen »... mich meinen Job machen lassen ...« heraushören. Hinrich griff in seinen Koffer und entnahm ihm eine Taschenlampe, die er Leah reichte: »Können Sie bitte mal in die Nase leuchten?«